

KOSTENLOS ABER NICHT UMSONST | Das SozDia Magazin #1 2026

ANSICHTSSACHE

Demut

EIN ALTES WORT HOCHAKTUELL

Wenn Hochmut und Arroganz
unser Leben bedrohen

| Seite 4/5

Bremst Demut
Innovationen?

| Seite 12/13

Queer bist Du
willkommen

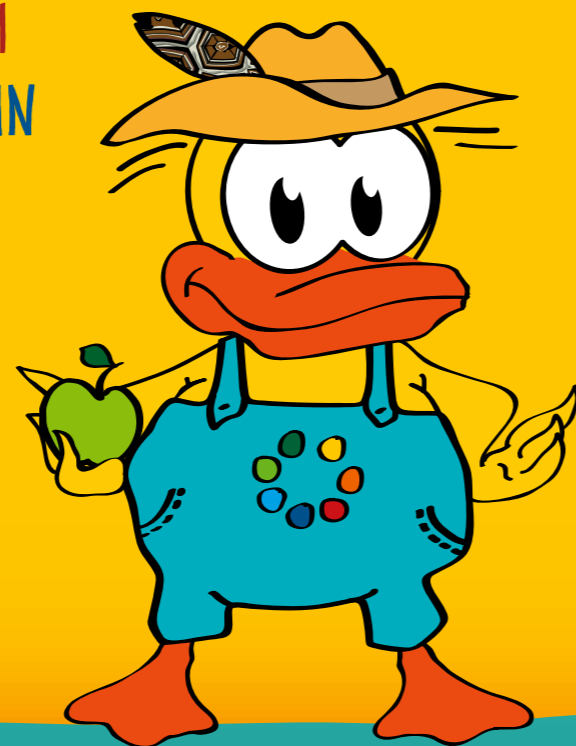
| Seite 16/17

VIVA VICTORIA

6. JUNI 2026 AB 14 UHR

UNTERHALTSAMES BÜHNENPROGRAMM
SPIELEN & BASTELN FÜR GROSS & KLEIN
SPANNENDE ENTENRENNEN
STREETFOOD & FLOHMARKT
RIESEN-TISCHKICKER
STRASSENMUSIK u.v.m.

EINTRITT FREI



www.sozdia.de

INHALT

Editorial
3

Dossier
Wenn Hochmut und Arroganz unser
Leben bedrohen
4/5

Ich hab da was zu sagen
Demut leben: Was das in meinem
Alltag heißt
6/7

Gemeinsam in Brandenburg
Dialogschmiede –
ein wachsender Raum in Pinnow
8/9

Bei SozDia vor Ort
10/11

Pro und Contra
Bremst Demut Innovationen?
12/13

Nachgefragt
bei Raphael Thelen, Pressesprecher
der Neuen Generation
„Wir brauchen eine
friedliche Revolution“
14/15

Neues aus der SozDia
Queer bist du willkommen
16/17

Weltblick
Unterschiede in der Definition
von Konsum weltweit
18/19

EDITORIAL

Liebe Leserin,
lieber Leser,

Demut – was für ein altertümliches Wort. Und doch hat sie eine starke Bedeutung in unserer Zeit. Vor Kurzem durfte ich Demut ganz persönlich erfahren. Ich habe vor wenigen Wochen meine kleine Tochter zur Welt gebracht. Ein winziges Wesen, das atmet, lauscht und die Welt mit purer Neugier empfängt. Dieses Erlebnis hat mir mehr als Worte zeigen können, wie zerbrechlich und gleichzeitig groß das Leben ist. Plötzlich ist Demut kein abstrakter Begriff mehr, sondern ein tägliches Gefühl: die Ehrfurcht vor jedem Atemzug, die Dankbarkeit für Nähe, die Verantwortung, ein kleines Kind in dieser Welt auf ihrem Weg zu begleiten. Nicht ich stehe im Mittelpunkt – sondern das Kind.

Und genau darum geht es auch in dieser Ausgabe und genau darum haben wir vor kurzem auch Ostern gefeiert. Wir dürfen uns erinnern an Neubeginn und Vergebung. Die finden so oft im Kleinen, in den unscheinbaren Momenten statt. So ist es schon fast vergessen, dass sich im letzten Winter buddhistische Mönche in den USA auf einen Marsch für Achtsamkeit, Frieden und Mitgefühl gemacht haben. 3.700 Kilometer waren sie von Texas bis Maryland unterwegs. Voller Demut. In einem Land, das Demut und Leben durch die Arroganz der Mächtigen zu ersticken droht. (Seite 4 und 5)

Was da Demut im Alltag heißt, davon berichten überzeugend drei Mitarbeiter*innen der SozDia: Von der Gemeinschaft auch in unseren Kitas, von der Begleitung junger Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen, oder auch vom umweltfreundlichen Immobilien-Management unserer Stiftung. (Seiten 6 und 7)

„Gemeinsam in Brandenburg“, heißt unsere neue Rubrik seit der letzten Ausgabe. Immer wieder gibt es da Neues zu berichten. Diesmal geht es um die „Dialogschmiede“. Noch nie gehört? Das kann sich bei der Lektüre der Seiten 8 und 9 schnell ändern. Neu ist übrigens auch die SozDia-Wohngruppe „Querbeet“, über die es wichtiges zu berichten gibt: Es geht nicht zuletzt um Demut gegenüber dem Leben. (Seite 16/17)

Das bedeutet aber auch, nicht wegzusehen. Zu erkennen, dass zwischen unserem Alltag und dem Leben anderer Verbindungen bestehen, die wir selten sehen. (Seite 18/19)

All das zeigt: Demut bedeutet nicht Schwäche, sondern ist eine leise Kraft. Sie öffnet Augen und Herzen für das, was wirklich zählt. Möge uns diese Einsicht begleiten – dankbar, voller Liebe und als Aufruf zur Verantwortung für Andere, damit es – gerade in der heutigen Welt – gut werden möge.

Herzlich Ihre

Nina Kirch

Strategische Leitung/Mitglied der Geschäftsleitung



Foto: Stephan Jung



SPENDEN

Wir lassen Menschen nicht allein, helfen Sie uns dabei! In unserer Gesellschaft gibt es viele Menschen, die dringend Hilfe und Unterstützung benötigen: Kinder und Jugendliche, die ohne die eigene Familie den schwierigen Weg des Erwachsenwerdens gehen müssen; Eltern, die sich nicht aus eigener Kraft um ihre Kinder kümmern können; geflüchtete Menschen, die durch ihre Flucht traumatisiert sind und gleichzeitig in unserer Gesellschaft ankommen möchten. **Die SozDia Stiftung Berlin unterstützt und begleitet Menschen bei deren täglichen Herausforderungen und setzt sich für sie ein.**

Bitte unterstützen Sie uns und spenden Sie.

SPENDENKONTO
SozDia Stiftung Berlin
Evangelische Bank eG
IBAN: DE 47 5206 0410 0103 9054 62

WENN HOCHMUT UND ARROGANZ UNSER LEBEN BEDROHEN

Angesichts von Krisen, Kriegen und dem ungebremsten Wachstumswahn: Warum das alte Wort Demut so aktuell ist

Es gibt Orte, die demütig machen. Der Filmemacher Konrad Weiß wird einen solchen Ort in seinem Leben nie vergessen. Er gehörte zur ersten Gruppe junger Deutscher, die in das Vernichtungslager Auschwitz gepilgert waren; entsandt von der Aktion Sühnezeichen, einem Verein, in dem sich seit nunmehr knapp 70 Jahren junge Menschen für Erinnerung, Verständigung und Menschenrechte einsetzen.

Sie waren damals damit betraut worden, die Grundmauern des sogenannten „Weißen Hauses“, der ersten Vergasungsstätte in Birkenau, zu suchen und freizulegen. Auf den Feldern um das Gehöft hatte die SS die Asche der Ermordeten verstreuen lassen. Inzwischen war Gras darüber gewachsen. „Doch immer, wenn wir ein Stück Grasboden aushuben, griffen wir in die Asche von ermordeten Menschen. Zuweilen fanden wir auch letzte Habseligkeiten, ein Brillengestell, eine Kinderurmelmel.“

Bis heute, so der Filmemacher und Politiker, könne er nicht ohne tiefste Scham in Auschwitz sein. Für die Nachgeborenen sei das nicht eine Frage der Schuld, denn

Kollektivschuld gebe es nicht. Schuld sei immer etwas Persönliches. „Aber Scham und Demut bleiben an diesem Ort Keinem erspart.“ Denn daraus könne, ja müsse, Verantwortung erwachsen, dafür einzutreten, dass sich Auschwitz nie wiederholt.

Was aber meint Demut? Das Wort scheint, oberflächlich betrachtet, in unserer Welt überflüssig und aus der Mode gekommen zu sein – auch und gerade im politischen und gesellschaftlichen Raum. Und doch ist die Wiederkehr einer scheinbar veralteten Tugend dringender und aktueller denn je. Und zwar gegen das Gift des Hochmuts. Denn stehen wir nicht heute, im Jahr 2026, vor Herausforderungen, wie es sie lange vorher kaum gab?

Angesichts des Wiedererstarkens des Rechtsnationalismus mit seiner Ideologie des Hochmuts, die unsere Gesellschaft bereits tief gespalten hat: in die einen, die etwas Besseres zu sein meinen, und die anderen, die es nicht wert sind, in unserem Land zu leben. Die einen, die sich à la Alice Weidel für das besondere Volk halten. Da bleibt für die anderen,

junge Syrer*innen, Ukrainer*innen oder Afghan*innen, nicht viel Platz. Das ist nicht nur arrogant und selbstherrlich, sondern übersieht auch die Tatsache, dass in unserem Land vor allem junge Menschen fehlen.

Und es erinnert nur allzu fatal an das hochmütige „America First“ des amerikanischen Präsidenten, das Werte wie Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte oder Solidarität zu verdrängen droht. Mühsam genug haben es die Länder Europas als eigene Werte erkannt.

Eine Hälfte der Haushalte in Deutschland besitzt 97,5 % des Nettovermögens.

Tagtäglich erreichen uns Nachrichten von einer rastlosen Wachstumspolitik, die hochmütig versucht, die Grenzen der Natur zu ignorieren und die das Weltklima bedroht. Dabei ist längst klar, dass es zur Ungleichverteilung der Einkommen führt, weil die Maßnahmen der Politik vorrangig Unternehmen und höheren Einkommensschichten zu Gute kommen.



Präsident Donald Trump auf dem Rasen des Weißen Hauses, 2025

Eine Hälfte der Haushalte in Deutschland besitzt 97,5 % des Nettovermögens. Die andere Hälfte der Haushalte besitzt 2,5 % des Nettovermögens. Doch wer sich gegen die Wachstumspolitik zur Wehr setzt, wird als ewig gestrig abgetan. Es scheint bis heute nachzuwirken, dass Demut im Nationalsozialismus, aber auch im „Pseudokommunismus“ der DDR als Unterwürfigkeit und Kriecherei denunziert wurde. Für den freien Willen des Menschen war da nicht viel Platz. Und auch in der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft hatte Demut kaum einen angemessenen Platz.

Doch schon in den Schriften des heiligen Augustinus, der im ersten Jahrhundert nach Christi lebte, ist Demut vor Gott und das Geschenk der Demut Gottes an die Menschen ein zentrales, wiederkehrendes Thema. Dabei steht fest: Demut erfordert Mut. Den Mut, die eigenen Grenzen zu erkennen. Demut ist das Gegenteil von Stolz und Hochmut. Sie ist nicht der Verlust der Würde, sondern der Raum, in dem sie zur Entfaltung kommt.

Sie wird uns nicht geschenkt, sondern sie muss als Wert erkannt und als Lebenshal-

tung eingeübt werden. Sie setzt innere Freiheit und Größe voraus. Sie erfordert die Kraft, gegen den Hochmut anzugehen. Die Erinnerung an totalitäre Regime bleibt da wichtig. Nicht zuletzt die an die DDR, als Menschen gedemütigt wurden. Aber sich eben auch dagegen zur Wehr setzten. Vor allem aber auch aktuell beeindruckt der Widerstand gegen totalitäre Regime, wie im Iran, als ihn zehntausende mit dem Leben bezahlten.

Wenn Macht und Ämter zu Drogen werden

Letzteres Beispiel macht deutlich, was ein Mangel an Demut und das Gift des Hochmuts bedeuten. Was es heißt, wenn sich Politiker, Manager, führende Persönlichkeiten unentbehrlich und unersetzlich glauben. Ein Blick nach Amerika zeigt es uns. Längst ist es nicht nur Trump, sondern auch seine Gefolgschaft.

Etwa Elon Musk, der reichste Mann der Welt mit einem Vermögen von 700 Milliarden US-Dollar. Durch seine Beiträge auf X wurde er auch für das Verbreiten von Verschwörungstheorien und für pro-

vokante Äußerungen bekannt, die unter anderem als wissenschaftlich unhaltbare Panikmache und als antisemitisch kritisiert wurden. Es ist nicht zu übersehen, was es bedeutet, wenn Macht und Ämter zu Drogen werden.

Da trafen sie den Nerv der Zeit und der Gesellschaft: Zwei Dutzend buddhistische Mönche hatten sich im Februar auf einen Marsch für Mitgefühl, Frieden und Achtsamkeit auf den Weg durch die USA gemacht. 3.700 Kilometer von Texas bis Maryland waren sie unterwegs. Voller Demut. Keine Sprechchöre, keine Plakate, nur stille Schritte durch Schnee und Eiseskälte. Und Tausende schlossen sich ihnen auf ihrem 110 Tage langen Weg an. 100 Millionen verfolgten den Weg im Netz.

Ihre Botschaft für mehr Demut in einem Land, das Demut zu ersticken droht, war nicht nur angekommen, sondern hatte auch die Köpfe und Herzen bewegt. So wurden ihre leisen Schritte stark und werden es auch für eine bessere Zukunft bleiben.

Bettina Röder

DEMUT LEBEN: WAS DAS IN MEINEM ALLTAG HEISST

Ein etwas verstaubtes Wort, diese Demut? Mitnichten!
Das jedenfalls fanden drei SozDia-Mitarbeiter*innen.

„Verlässlich für sich und andere sein“

Es ist Montag Morgen, 07:30 Uhr. Ich starte in eine neue Arbeitswoche mit vielen Beratungen, Planungen, Bewerbungen, Entscheidungen und Priorisierungen. Diese Woche beginnt dennoch anders: mit einem Text über Demut, um den ich gebeten wurde. Ein Begriff, der in unserem Alltagswortschatz selten geworden ist – genauso wie sein Gegenteil, der Hochmut. Doch was heißt das für mich und meine Arbeit bei der SozDia?



KEVIN KÜHNE ist Leiter des Fachbereichs Bildung bei der SozDia, zu dem Kita, Schule und Gemeinwesenarbeit zählen.

Für mich ist Demut eine innere Haltung gegenüber mir selbst und anderen: die Anerkennung eigener Begrenztheit und die Achtung vor anderen Sichtweisen. Sie zeigt sich durch wertschätzendes, aktives Zuhören und einem aufrichtigen Interesse an der Sichtweise anderer Menschen.

Anderen zu vertrauen und als Gemeinschaft Lösungen zu gestalten, Freiräume anzuerkennen und Grenzen zu respektieren ist dafür unabdingbar. Dazu gehört auch, Fehler zu machen und daraus zu lernen. Demut zeigt sich in der Bereitschaft, persönliche Verantwortung zu übernehmen und verlässlich für sich und andere zu sein.

Im Fachbereich Bildung – in Kita, Schule und Gemeinwesenarbeit – erlebe ich Demut als gelebte Praxis. Kolleg*innen begegnen Kindern, Familien und Besucher*innen zugewandt, achten individuelle Lebensrealitäten und beziehen sie aktiv in die Gemeinschaft ein. Teams unterstützen sich, teilen sich Aufgaben und wachsen gemeinsam an Herausforderungen.

Wenn wir Demut leben, gelingt es uns, professionell zu handeln und zugleich menschlich verbunden zu sein.



Gemeinschaft als gelebte Praxis
in unseren Kitas

„Nicht vorschnell urteilen und auch mal Fehler eingestehen“

Im Alltag mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten begegnet mir Demut immer wieder neu. Im Clearingverfahren begleiten wir junge Menschen kurz nach ihrer Einreise. Jede Lebensgeschichte ist einzigartig und verdient Achtung. Vieles bleibt uns zunächst verborgen; erst durch Zuhören, Nachfragen und den Versuch zu verstehen, entsteht Vertrauen.

Es gibt Augenblicke, in denen mich ein sehr bewusstes Gefühl von Demut überkommt: wenn junge Menschen von ihrer Flucht erzählen, wenn Kolleg*innen in der Teamsitzung teilen, was sie von den Jugendlichen gehört haben, oder wenn Verhaltensweisen erahnen lassen, was jemand erlebt haben muss. Dann halte ich inne. Ich habe nichts Kluges hinzuzufügen, sondern höre zu und versuche zu verstehen.

Demut bedeutet für mich auch, mir ehrlich Zeit zu nehmen: präsent zu

sein, Empathie zu zeigen und nicht vorschnell zu urteilen. Statt Zuständigkeiten weiterzugeben, frage ich mich: Was kann ich tun? Diese Haltung schließt ein, Verantwortung zu übernehmen, Fehler einzugestehen und sich zu entschuldigen. Das ist im Kolleg*innen-Team und im Kontakt zu den jungen Menschen so wichtig. Ebenso gehört dazu, die Vorstellungen und Werte jeder Person zu respektieren – auch wenn sie nicht mit meinen eigenen übereinstimmen.

Wichtig ist mir außerdem die Einsicht, dass wir aus deutsch sozialisierten Perspektiven nicht automatisch Vieles besser wissen und können als andere Menschen auf dieser Welt. Ich lerne viel von den Jugendlichen: von ihrer direkten Kommunikationsart, der Nahbarkeit und Echtheit, der selbstverständlichen Hilfsbereitschaft und der ausgestrahlten Wärme.

Das erinnert mich daran, Menschen nicht auf ihre Geschichte zu reduzieren und stets offen zu bleiben für das, was ich noch nicht weiß.



CLARA GRAEWE ist die Fachliche Koordination der Jugendeinrichtung Lotte. In ihrem Arbeitsalltag hat sie mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten zu tun.

„Etwas Positives für die Umwelt bewirken“

Egal, ob wir es nun „Bewahrung der Schöpfung“ oder Nachhaltigkeit nennen. Es geht darum, unsere natürliche Lebensgrundlage für zukünftige Generationen zu erhalten. Zurzeit sieht es leider nicht besonders gut aus, wenn wir auf Klimaschutz, Biodiversität, Schutz der Böden und Meere und andere relevante Systeme schauen, die wir Menschen zum Leben brauchen.

Deshalb haben wir uns in der SozDia schon früh auf den Weg begeben, hier unseren Beitrag zu leisten: Wir beziehen Ökostrom für unsere Einrichtungen, produzieren eigenen Solarstrom, wir heizen teilweise mit Holzpellets, es gibt Bio-Essen in allen Kitas. Wir nutzen zudem überwiegend Elektrofahrzeuge und bei unseren Gebäuden arbeiten wir, so das möglich ist, mit natürlichen Baumaterialien.

Aber auch in den genannten Bereichen und darüber hinaus gibt es noch viel zu tun, die SozDia so nachhaltig und klimaneutral wie möglich zu machen. Deshalb arbeiten mein Kollege Marc Tschir-

ley und ich kontinuierlich daran, das SozDia-Visionsziel, bis 2030 klimaneutral zu werden, zu erreichen.

Angefangen habe ich in der SozDia im Förderprojekt „Die EnergieWender“, in dem wir in den damals noch sieben SozDia-Jugendklubs Mitarbeiter*innen und Jugendliche zum Energiesparen motiviert haben. Darüber hinaus gab es weitere Aktivitäten. Zum Beispiel zusammen nachhaltig zu kochen oder Hochbeete zu bauen.

Seit Anfang 2022 bin ich beim SozDia-Immobilien-Management unter anderem damit beschäftigt, ein Energiemanagement aufzubauen, in dem wir unsere Energieverbräuche erfassen und eine Klimabilanz erstellen.

Auf dieser Grundlage planen wir unsere Klimaschutzaktivitäten: Umbau der Wärmeversorgung in unseren Gebäuden (weg vom Gas, hin zu klimaneutralen Alternativen wie Wärmepumpen), Sanierungen, um die Gebäude energieeffizient zu machen, weiterer Ausbau von Solaranlagen inklusive Stromspeicher und Erweiterung der Elektroladeinfrastruktur für unsere wachsende E-Auto-Flotte etc. Ich sehe es als Privileg an und bin dankbar dafür, in der SozDia an den Themen



BENJAMIN DOMKE arbeitet seit acht Jahren bei der SozDia, seit vier Jahren im Immobilien-Management.

arbeiten zu können, die mir selber am Herzen liegen und zu wissen, dass ich mit meiner Arbeit etwas Positives für die Gesellschaft und die Umwelt bewirken kann.

DIALOGSCHMIEDE – EIN WACHSENDER RAUM IN PINNOW

Es gibt Orte, die man betritt und sofort merkt: Hier darf etwas entstehen. Auf dem Gutshof in Pinnow ist so ein Ort gewachsen – die Dialogschmiede – ein Treffpunkt für die Nachbarschaft, wo Sprache, Lachen und Ideen Platz haben, ganz in der Nähe unseres Cafés „Eisschmiede“. In diesen Tagen ist der Hof kein fertiges Projekt, sondern ein lebendiger Prozess: Menschen treffen sich, bringen mit, was sie haben – Worte, Rezepte, Handwerk – und gestalten zusammen etwas, das über einen Abend hinauswirkt.

Und immer wieder schimmert eine Haltung durch: das Staunen darüber, wie viel wir voneinander lernen können, wenn wir einen Platz am Tisch einnehmen und teilen.

Zuhören als Anfang – unser Sprachcafé

Neun Personen fanden sich an einem entspannten Abend im Februar in der Dialogschmiede zusammen. Es waren Menschen aus der Region: Menschen, die schon lange dort wohnen und Men-

schen aus der Gemeinschaftsunterkunft in Pinnow. Es ging darum, sich kennenzulernen, miteinander zu sprechen und vor allem auch einander zuzuhören. Anzhelika, eine Teilnehmerin, brachte es auf den Punkt: „Es war so ein toller Abend. So eine positive und effektive Erfahrung. Ich möchte gerne mehr sprechen lernen und wünsche mir weitere Treffen!“

Kaffee auf dem Tisch, Kekse in der Schale und Methoden, die das Sprechen spielerisch machen – einfache Mittel, die Luft schaffen für Begegnung, Fragen und Mut. Beim Memoryspielen war es fast so, als säße man mit Freund*innen beisammen. In diesen Momenten zeigt sich Demut als Anerkennung: Ich weiß nicht alles, ich lasse Platz – und genau dort entsteht Neues.

Gemeinsames Tun im Mittelpunkt – der Garten-Aktionstag

Im März rückte das gemeinsame Handeln in den Fokus. Bei einem Hochbeet- und Gartenworkshop kamen erneut

Menschen aus dem Dorf zusammen, um Orte neu zu gestalten, die bislang kaum zum Verweilen einluden.

Trotz der Kälte packten alle mit an: Der Außenbereich der Gemeinschaftsunterkunft in Pinnow wurde aufgeräumt, die Grillhütte frisch gestrichen und eine neue Tisch-Bank-Kombination aufgebaut. Angeleitet von einer jungen, lokalen Holzwerkstatt entstanden vor Ort zwei neue Hochbeete, die direkt bepflanzt wurden. Eines davon verschönert ab sofort die Dorfmitte und lädt durch sein barrierefreies Design auch Rollstuhlfahrer*innen dazu ein, sich aktiv bei der Beetpflege zu beteiligen – oder einfach den neuen, grünen Platz zu genießen, der dank frischer Kräuter und Blumen zum Sinneserlebnis wird.

Der Auftakt zum Garten-Aktionstag war eine lange Tafel in der Gemeinschaftsunterkunft. Ein Abend mit geteilten Speisen, der zum Mitmachen einlud und Raum gab, um Bedürfnisse zu besprechen und gemeinsam Ideen für die Umgestaltung und langfristige Nutzung des Gartens zu entwickeln. Zehn Bewohner – aktuell leben nur Männer in der Gemeinschaftsunterkunft – brachten jeweils etwas zum Abendessen mit.

Der Tisch war ein Kaleidoskop aus Aromen: Gerichte aus Afghanistan, der Türkei und vielen weiteren Küchen. Die Dialogschmiede stellte Brot und Getränke; ich brachte einen veganen Linsensalat mit – begleitet vom trockenen Kommentar einer der Bewohner: „Der schmeckt sehr deutsch!“ Gelächter, Wertschätzung und Spaß – und der Salat war trotzdem schnell leer.

Der Abend fiel in den Ramadan: Um 18:10 Uhr, nach Sonnenuntergang, hielten wir inne und brachen das Fasten ge-

meinsam – Datteln, Wasser, dann das Iftar. Diese gemeinsame Pause schuf einen eigenen Rhythmus: Respekt für Rituale, Nähe durch gemeinsame Handlung. Aus den Gesprächen entstanden konkrete Wünsche: Fußball und Volleyballplätze, mehr Schatten, Orte zum Sitzen, Essen und Lesen.

Zwei kochbegeisterte Bewohner erklärten sich spontan bereit, für den geplanten Hochbeet-Workshop am 21.3.26 ein Kochteam zu bilden und die Verpflegung zu übernehmen. Und als der Vorschlag fiel, eine 60 Meter lange Lichterkette aufzuhängen, gab es echten Jubel: „Endlich Licht im Garten, damit wir abends draußen sitzen können!“ Kleine Wünsche, große Wirkung.

Raum geben – weiterdenken

Zukünftig soll in der Dialogschmiede auch das Elterncafé weitergeführt werden, das im vergangenen Herbst erstmals in der benachbarten SozDia-Eisschmiede

erprobt wurde. Während die Kinder spielen, finden Eltern Zeit zum Durchatmen und für Gespräche. Ohne Erwartungen, ohne Konsumzwang und ohne festen Rahmen, ermöglicht dieses Format Entlastung und neue Begegnungen.

Die Dialogschmiede versteht sich nicht als fertiges Angebot, sondern als wachsender Raum. Sie lebt von der Haltung, gemeinsam zu lernen und vom Mut, klein anzufangen. Schritt für Schritt entsteht auf dem Gutshof in Pinnow ein Ort, der die Nachbarschaft willkommen heißt, Engagement fördert, Beteiligung ermöglicht und Gemeinschaft im Alltag erfahrbar macht.

Und immer wieder zeigt sich: Veränderung braucht manchmal nicht viel – nur die Chance, gemeinsam Dinge anzupacken.

Xenia Stubbe



Austausch an der langen Tafel



Ideen und Wünsche für Pinnow



SAISONERÖFFNUNG

Seit dem 14. März hat die Eisschmiede wieder geöffnet und ihr Angebot auf saisonale Küche und regionale Partnerschaften erweitert.

Die Gäste können sich auf neue Eis- und Getränkecreationen, eine Erweiterung der herzhaften Speisekarte und ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm freuen. Die Eisschmiede in Pinnow/ Uckermark ist ein Ort, an dem Begegnung stattfindet.

Menschen mit und ohne Beeinträchtigung, mit Legasthenie oder Dyskalkulie, mit und ohne Fluchterfahrung, Menschen also mit verschiedenen Berufsbiografien arbeiten hier Hand in Hand. Diese Vielfalt bereichert uns und macht die Eisschmiede zu einem Ort, an dem alle willkommen sind.



eisschmiede-uckermark.de

Ehrenamtstag – Dank an Engagierte aus den Gemeinweseneinrichtungen

Am 21. November 2025 fand der Ehrenamtstag der SozDia Stiftung in der ZukunftSchmiede statt. Über 35 Engagierte aus den Gemeinweseneinrichtungen kamen zusammen, um Erfahrungen auszutauschen und das gemeinsame Wirken zu feiern. Die Bandbreite des Engagements reicht von Bastelgruppen über Sprachcafés, Gartenprojekte und Tierpflege bis hin zu nachbarschaftlichen Initiativen. Viele Ehrenamtliche wirken in mehreren SozDia-Einrichtungen. Besonders schön: Die jüngste Helferin war 11 Jahre alt, andere genießen den Ruhestand – und alle verbindet der Wunsch, etwas Positives zu bewegen. Zahlreiche neue Kontakte und Ideen für weitere Aktionen sind entstanden. Der Ehrenamtstag hat eindrücklich gezeigt, wie viel Vielfalt, Zusammenhalt und Kreativität im SozDiaNetzwerk steckt – ein starkes Zeichen für die Bedeutung freiwilligen Engagements.



Diskussionsabend zur Berliner Abgeordnetenhauswahl 2026 – Was die Jugendhilfe für die Zukunft braucht

Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die Frage, welche Bedeutung Investitionen in Kinder und Jugendliche für die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Zukunft Berlins haben. Das alte Stadtbad Lichtenberg war die Kulisse für den Bürger-talk „Zukunft Berlin“ der Diakonie Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Konkret ging es unter dem Titel „Jetzt investieren, morgen gewinnen?“ um das Thema Jugendhilfe. Auf dem Podium diskutierten der SozDia-Vorstandsvorsitzende Michael Heinisch-Kirch, Elif Eralp (Die Linke), Steffen Krach (SPD) sowie Dorothee Wetzler-Stöbe, Vorständin der Bürgerstiftung Berlin.

Auf die Eingangsfrage, was Jugendhilfe konkret brauche, verwies Heinisch-Kirch insbesondere auf den Bedarf an offenen Räumen für Jugendliche – Orte, an denen sie kreativ sein, sich entfalten und miteinander Zeit verbringen können. Für Steffen Krach steht vor allem der präventive Charakter der Jugendhilfe im Vordergrund: Probleme müssten frühzeitig angegangen werden, bevor sie sich verfestigen. Auch Elif Eralp hob die Bedeutung von Prävention hervor, wenn auch unter anderen Vorzeichen: „Jeder Euro, der jetzt nicht investiert wird, kostet später ein Vielfaches“, so die Politikerin. „Jede Investition lohnt sich.“ Die Veranstaltung machte insgesamt deutlich: Investitionen in Kinder und Jugendliche sind kein Kostenfaktor, sondern eine Voraussetzung für eine soziale, stabile und zukunftsfähige Stadt – ganz im Sinne des Mottos „Jetzt investieren, morgen gewinnen“.



Das Interkulturelle Jugendwohnhaus – Seit über 10 Jahren aktiv in Lichtenberg

Dass es das Interkulturelle Jugendwohnhaus heute gibt, ist einem schnellen Handeln der SozDia zu verdanken. 2015 sollte das Gebäude eigentlich als Studierendenwohnheim eröffnet werden. Doch die Situation an den Bahnhöfen in Budapest und anderswo machte klar: Es wird dringend ein Ort für unbegleitete minderjährige Geflüchtete gebraucht.

Die Stiftung entschied kurzfristig um, aus dem geplanten Studierendenwohnheim wurde ein Zuhause auf Zeit. Heute leben hier 17 junge Menschen, die Schritt für Schritt lernen, sich in einer neuen Kultur zurechtzufinden. Die Jugendlichen kommen aus unterschiedlichen Ländern wie Afghanistan, Somalia oder Syrien. Einige bleiben nur wenige Monate, andere mehrere Jahre. Ihr Alltag ist klar strukturiert, aber nie starr: Schule, Termine, Hausaufgaben, Gespräche und immer wieder die Küche als Herzstück des Hauses. In den abendlichen Kochgruppen lernen die Jugendlichen nicht nur, sich selbst zu versorgen, sondern sie hilft ihnen auch, in der neuen Gruppe anzukommen. „Wer neu einzieht, kocht mit. Wer länger da ist, hilft den anderen. So entstehen Bindungen und ein Gefühl von Gemeinschaft“, erzählt Oscar, der seit fast zehn Jahren im Interkulturellen Jugendwohnhaus arbeitet.



Familienräte gehen an den Start

Im vergangenen Jahr hat der Fachbereich Jugend und Erziehung die erste Ausbildungsgruppe „Familienrat“ gestartet. Insgesamt 15 Teilnehmende haben in drei verschiedenen Workshops spannende Inhalte kennengelernt. Begleitet wurde die Ausbildungsgruppe vom FAN FamilienANlauf e.V. - der Lichtenberger Anlaufstelle rund um den Familienrat. Den Abschluss im vergangenen Jahr stellte der 9.12. in Form einer Zukunftsplanung dar. Hier stellten sich die Teilnehmenden gemeinsam mit geladenen Gästen der Frage: Wie soll es in der Zukunft mit dem Familienrat bei der SozDia weitergehen? Wie können wir das Verfahren nachhaltig implementieren? Gemeinsam wurde geplant, besprochen und überlegt. Entstanden ist ein Aktionsplan mit klaren Aufgaben. Nun gilt es für die Ausbildungsgruppe das Gelernte anzuwenden. Bis Mai werden die ersten Familienräte abgehalten und im anschließenden Kolloquium ausgewertet. Dann steht den Zertifikaten und somit den neuen Familienräten aus der SozDia nichts mehr im Weg.



Gemeinsam sichtbar gegen Rassismus

Unter dem Motto „100% Menschenwürde. Zusammen gegen Rassismus und Rechtsextremismus“ beteiligten sich Einrichtungen der SozDia Stiftung Berlin an den Internationalen Wochen gegen Rassismus und luden Nachbar*innen ein, Haltung zu zeigen. Mitte März fanden vielfältige Formate in Lichtenberg und Hohenschönhausen statt: Eine Fahrradtour „Bunt unterwegs“ führte zu dem Kunstprojekt „Drehbare Geschichten“ und zum Interkulturellen Garten, bevor sie am Linden-Center zur offiziellen Auftaktveranstaltung endete. Bei der Auftaktveranstaltung kamen Zivilgesellschaft und lokale Akteur*innen zusammen. Die Nachbarschaftsprojekte BENN Hohenschönhausen Nord und BENN Warthenberg moderierten die Eröffnung und es gab Redebeiträge sowie musikalische Auftritte. Im Sprachcafé für Vielfalt wurde in gemütlicher Atmosphäre Raum für Austausch und Deutschübungen geboten, während Kinder an einem Kreativangebot zum Miteinander teilnahmen. Rassismus zeigt sich immer mehr in unserem Alltag. Die Gemeinwesenarbeit – etwa in den BENN Projekten, der Wohnungsnotfallhilfe und in den Kinder und Jugendklubs – schafft sichere Räume und stärkt Teilhabe für alle Menschen, unabhängig von Hautfarbe oder Herkunft.



Saisoneröffnung: Eisgenuss in der Eisschmiede Uckermark

Der Saisonstart der Eisschmiede Uckermark am 14.03. war ein buntes Fest: Viele Gäste aus Pinnow und der Umgebung kamen vorbei, um das erste Eis des Jahres zu genießen. Besonders beliebt waren die neuen Kinder-Eisbecher wie die Regenbogen Raupe und der knisternde Dino. Ebenfalls frisch auf der Karte: Pommes und Süßkartoffelpommes, die sich schnell zum Renner entwickelten. Ein Highlight war die Verkostung mit der Weinhandlung C. Soyeaux. Das Glücksrad verzauberte vor allem die kleinen Besucher*innen: Zu gewinnen gab es Kugeln Eis, und bei Fragen zu Natur und Tieren konnten Kinder spielerisch dazulernen. Die SozDia war mit einem Stand vertreten und machte deutlich: Die Eisschmiede steht für regionale Produkte und gelebte Inklusion – unser Team ist so vielfältig wie unsere Sorten. Lust auf einen Ausflug? Von Berlin aus lohnt sich die Fahrt in die Uckermark, gern auch mit dem Fahrrad: frische Luft, gute Gespräche und echtes Nachbarschaftsgefühl warten. Wir danken allen Besucher*innen und freuen uns auf viele sonnige Tage in der Eisschmiede Uckermark. Für mehr Informationen siehe auch Seite 8/9.



BREMST DEMUT INNOVATIONEN?

Für die einen ist sie ein Segen, für die anderen ein Fluch – die aktuellen Diskussionen zum Thema Künstliche Intelligenz zeigen wieder einmal, dass Fortschritt eine Medaille mit zwei Seiten ist.

Michael Hutter ist Ökonom und Soziologe. Seit Anfang 2015 emeritiert, leitete er unter anderem die Forschungsabteilung „Kulturelle Quellen von Neuheit“ am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).

Welche Rolle kann beziehungsweise muss Demut vor diesem Hintergrund spielen? Oder ist Demut nur ein unnötiges Hemmnis für Innovationen?

Die Dipl.Theol. Yvonne Zwick ist Expertin für nachhaltiges Wirtschaften. Seit 2021 ist sie Vorsitzende des Unternehmensnetzwerks BAUM e.V., das sich für eine sozial-ökologische Marktwirtschaft einsetzt.



Ja, Demut stellt Forschung oft in Frage.

Demut hat, als Wort für eine geistige Haltung, eine sehr lange Karriere. Hervorgegangen ist das Wort aus ‚dien-mut‘, der Gesinnung der Dienenden gegenüber dem Herrschenden. Diese Haltung wurde in der christlichen Lehre übertragen auf das Verhältnis der Menschen zu Gott.

Eine ganz ähnliche Haltung findet sich in der jüdischen Theologie und im Islam. Die Übereinstimmung ist wenig überraschend, denn zum Glauben an einen einzigen allmächtigen Gott, sei er universal, partikular oder beides, gehört das „Bewusstsein unendlichen Zurückbleibens“, wie es Nicolai Hartmann formuliert hat.

In der Geschichte ist Demut als Disziplinierungsinstrument gegenüber den Gläubigen eingesetzt worden. So hat Demut vor gottgeschaffenem Leben jahrhundertlang die medizinische Forschung gehemmt.

Demut vor Gottes Schöpfung ist auch heute noch eine Haltung, die Eingriffe in natürliches Wachstum grundsätzlich in Frage stellt und erst nach eingehender Prüfung für gut befindet. Bedeutet das, dass Demut auch Neuerungen hemmt, die als Verbesserung geschätzt werden?

Solche Innovationen passieren in einer Gesellschaft andauernd, sie verändern unsere materielle Welt, unseren Umgang miteinander und die Welt der Ideen, mittels derer wir uns verständigen. In diesem vielfältigen Innovationsgeschehen scheint Demut fehl am Platz.

Richtet sich Demut auf die eigene Fähigkeit Neues hervorzubringen und zu verwerten, dann kann sie freilich zum Gelingen von Innovationen beitragen. Dabei sind drei Phasen der Innovation zu unterscheiden: zuerst muss ein Schutzraum entstehen, in dem Neues ausprobiert

werden kann; dann muss aus vorhandenen Bestandteilen eine neue Kombination geschöpft werden; schließlich muss es gelingen, dem Geschaffenen Wert zuzuschreiben, sodass es von anderen als Verbesserung verwendet und weitergegeben wird.

Ob beim Schützen, Schöpfen oder Schätzen – in jeder Phase ist Demut gegenüber den eigenen kreativen Fähigkeiten förderlich. Sie bewahrt vor mangelnder Sorgfalt beim Ausprobieren, sie macht kritisch gegenüber den eigenen Entwürfen und sie bereitet darauf vor, dass andere den Wert der vorgeschlagenen Neuerung übersehen oder bestreiten werden.

Nein, Demut ist keine Bremse, sondern ein Kompass.

Wenn ich über Nachhaltigkeit nachdenke – und ein ganzes Buch darüber schreibe, wie wir „Nachhaltigkeit machen“ können, – dann ist Innovation kein Selbstzweck. Mich interessiert nicht das technisch Machbare allein, sondern das gesellschaftlich Verantwortbare und Sinnvolle. Vor diesem Hintergrund wirkt Demut nicht als Bremse, sondern als Kompass.

Demut heißt für mich zuerst: die Grenzen der eigenen Expertise zu kennen. Gerade in sozialen Organisationen wissen wir, wie komplex unsere Wirklichkeit ist. Keine Disziplin, keine Profession, kein*e Mitarbeitende*r, keine Leitungsebene überblickt alles zu jeder Zeit. Wer Innovation ernst meint, muss Exzellenz in produktives Zusammenspiel bringen. Das gelingt nur, wenn wir bereit sind zuzuhören, Expertise zu teilen, anderes Wissen

zu respektieren, andere Meinungen zu tolerieren und Macht zu relativieren. Demut schafft dafür Raum.

Und mehr noch: Demut bremst Hybris, Schnellschüsse und den Reiz der großen Geste. Sie stärkt Lernfähigkeit und Kooperation. Beides sind zentrale Ressourcen in Zeiten tiefgreifender Transformation. Denn wir sind keine reine Konsum- und Konkurrenzgesellschaft. Wenn wir unsere Wirtschafts- und Industriepolitik zukunftsfähig gestalten wollen, müssen Genügsamkeit und Suffizienz darin einen legitimen Platz haben. Nicht aus Verzichts-ideologie, sondern weil planetare Grenzen und sozialer Zusammenhalt reale Bedingungen unseres Handelns sind.

Gro Harlem Brundtland nannte das einst „die Freiheit für die je nächste Generation, ihren Lebensstil frei wählen zu kön-

nen“. Sie ist der Lackmestest für unser adäquates Nachhaltigkeitshandeln heute. Für Stiftungen, Träger und politische Entscheider*innen bedeutet das: Innovation braucht Mut – aber auch die Bereitschaft, eigene Annahmen zu hinterfragen. Sie braucht Geschwindigkeit und ebenso Verantwortungsbewusstsein. Und sie braucht Führung, die andere stark macht.

Bremst Demut Innovationen? Ich würde sagen: Sie bremst, was falsch ist. Und schafft Raum für das Richtige. Nachhaltiger Fortschritt entsteht dort, wo wir unsere Begrenztheit anerkennen – und gerade deshalb gemeinsam besser werden.

„WIR BRAUCHEN EINE FRIEDLICHE REVOLUTION“

Über den Zusammenhang von Umweltzerstörung, Demut und Macht.
Fragen an den Pressesprecher der Neuen Generation, Raphael Thelen

Frage: Herr Thelen, aus der Letzten Generation, so ihr bisheriger Name, ist die Neue Generation hervorgegangen. Warum die Umbenennung? Verwirrt das nicht nur?

Raphael Thelen: Aus zwei Gründen. Wir können uns nicht sicher sein, dass wir noch die letzte Generation vor den Kipppunkten sind. Es gibt ja Wissenschaftler, die sagen, wir haben diese Punkte längst überschritten. Aber zum Zweiten auch, weil die Neue Generation für die neue Demokratie steht, die wir aufbauen wollen und die es dringend braucht. Denn wir sehen, dass unser demokratisches System große Probleme hat, wenn Lobbyisten und große Konzerne mehr Einfluss haben als wir Menschen, die hier leben, Bürgerinnen und Bürger.

Frage: Dazu haben Sie Aktionen gestartet - zum Beispiel beim „Verband der Familienunternehmer“, dem Sie vorwerfen sich nur für Milliardäre einzusetzen, wie

vor dem Brandenburger Tor. Da geht es um die Frage der Digitalisierung und deren Konzentration in den Händen von einzelnen. Was hat das denn noch mit dem Erhalt der Natur zu tun, für die Sie streiten?

Thelen: Das Klima ist Teil eines der vielen Probleme unserer Zeit. Es geht auch um Armut und Wohnungsnot von Menschen. Die Zerstörung des Klimas ist ja nur ein Ausdruck unseres zerstörerischen Systems. Wir werden keines dieser Probleme lösen, wenn weiterhin die Macht in den Händen einiger weniger bleibt. Deswegen sagen wir, wir brauchen eine Friedliche Revolution. Wir brauchen eine Änderung unseres demokratischen Systems. Derzeit werden die maßgeblichen Entscheidungen durch Vertreterinnen und Vertreter getroffen, die auf vier Jahre gewählt werden. Stattdessen wollen wir, dass es mehr Bürgerräte gibt. Wir brauchen gewählte Parlamente der Menschen, in denen alle Menschen über die Zukunft mitentscheiden können. Die

Raphael Thelen war einige Jahre als Journalist beim Spiegel und der ZEIT tätig. Dort berichtete er vor allem über die Klimakrise. Seit Anfang 2023 ist er engagiert bei der Aktivistengruppe „Letzten Generation“, später Mitbegründer der Nachfolgeaktion „Neue Generation“.

„Runden Tische“ etwa aus der Zeit der Friedlichen Revolution 1989 sind durchaus für uns ein Vorbild.

Frage: Es geht ja in unserem Heft um das Thema Demut. Was heißt das beispielsweise für den großen Rahmen, den Sie beschreiben, gegenüber unserer Umwelt?

Thelen: Demut ist etwas, was wir alle wieder lernen müssen. Der Mensch hält sich für die unantastbare Krone der Schöpfung. Und das ist ja eine Hybris, ein Größenwahn. Zum Glück merken immer mehr Menschen, dass wir nicht achtlos unseren Planeten zerstören können. Denn dann zerstört der Planet irgendwann auch uns. Darum müssen wir lernen, dass wir ein Teil des Großen und Ganzen sind, und wir eben nicht grenzenlos überheblich bestimmen können, wo es langgeht.

Frage: Trotzdem werden Sie auch im Blick auf das Thema Demut durchaus kritisch gesehen. Sie haben Aktionen unternommen, die auch Gutwillige verstört haben. So haben Sie zum Beispiel das Brandenburger Tor mit oranger Farbe besprüht oder Kartoffelbrei auf kostbare Gemälde geworfen. War da nicht zu wenig Demut dabei?

Thelen: Wir haben das immer aus Respekt vor der Kunst oder vor dem Brandenburger Tor gemacht. Weil uns die Klimakrise in den nächsten Generationen in eine Welt führen wird voller Hunger und Krankheiten, voller

„Parlament der Menschen“ im großen Zelt: vor dem Bundestag in Berlin gegen das Gift der Macht einzelner reicher Menschen



Kriege. Wer kümmert sich denn da noch um ein schönes Gemälde oder das intakte Brandenburger Tor? Niemand! Unsere Aktionen waren ja immer auch im Respekt vor dem geführt, was es zu schützen gilt. Es sollte sich nicht gegen den Normalbürger richten, sondern gegen die, die unsere Welt zerstören, also die so genannten „oberen Zehntausend“.

Frage: Haben das viele der Normalbürger auch verstanden?

Thelen: Ich glaube, wenn Sie von Normalbürgern sprechen, muss man differenzierter draufschauen. Wir hatten immer 20 Prozent aktive Unterstützung in der Bevölkerung für unsere Aktionen. 40 Prozent haben mit unseren Zielen sympathisiert, obwohl wir bei unseren Aktionen immer sehr radikal waren. Also, wenn wir eine Blockade gemacht haben, dann kamen Menschen und haben uns Kaffee gebracht, belegte Brötchen. Sie haben dabeigestanden und applaudiert. Aber dann gab es auch zum Beispiel immer die Springer-Presse, die gegen uns gearbeitet hat. Die waren sehr laut. Es war letztlich auch der Staat.

Frage: Sie werden kriminalisiert. In Potsdam hat die Staatsanwaltschaft die ersten Prozesse gegen die Letzte Generation als „kriminelle Vereinigung“ eröffnet. Was droht den Aktivist*innen?

Thelen: Ihnen drohen Gefängnisstrafen. Das ist ja das Krasse. Da wurden im Vorfeld Telefon überwacht, übrigens auch von Journalis-

ten und Journalistinnen. Da wurde im Vorfeld massiv in die Freiheit eingegriffen. Und jetzt drohen den Menschen, die schon so viel gegeben haben, auch noch Gefängnisstrafen. Dabei wollten wir nichts anderes, als dass sich die Regierung ans Grundgesetz und die Gesetze hält, etwa an Artikel 20a der Verfassung, der den Staat verpflichtet, „in Verantwortung für die künftigen Generationen die natürlichen Lebensgrundlagen“ zu schützen.

Frage: Gibt es auch da Sympathien aus der Bevölkerung?

Thelen: Mehr als bekannt ist. Für die Verfahren in Potsdam etwa wurden aus der Zivilgesellschaft mehrere zehntausend Euro gespendet. Vorher haben sich über 2.000 Menschen selbst angezeigt - aus Solidarität.

Frage: Wie wollen Sie künftig mit der Neuen Generation vorgehen?

Thelen: Wir gehen weitere Schritte nach vorne. Was wir machen, ist noch stärker als früher: Dabei gehen wir davon aus, dass wir den Finger in die Wunde legen. Wir machen bei Protesten mit und gleichzeitig veranstalten wir regelmäßig unsere eigenen Proteste mit eigenen „Parlamenten der Menschen“. So wie auf der Wiese vor dem Bundestag in einem riesigen Kuppelzelt. Wir hatten auch lokale Parlamente, zum Beispiel zum Thema Miete. Im April kommt das nächste. Im April stehen die nächsten Revolution Days an. Uns geht es dabei, wie gesagt, um das große Thema einer lebendigen Demokratie für den Erhalt

unserer Gesellschaft. Dabei ist uns aber auch wichtig, respektvoll zu bleiben. Die eigenen Grenzen zu erkennen.

Frage: Zum Schluss noch einmal zu der Frage der Demut. Das heißt für Sie, eben nicht still zu sein oder etwas zu ertragen, sondern sich zur Wehr zu setzen. Warum ist es dafür nach Ihrer Meinung „Fünf vor Zwölf“?

Thelen: Alle Prognosen, die wir haben, gehen davon aus, dass in den nächsten Jahrzehnten das globale Klima zusammenbrechen wird. In allen großen Getreideanbaugebieten der Welt wird es gleichzeitig zu Ernteausfällen kommen. Ob in Russland, China, den USA. Das heißt, auf der ganzen Welt würde auf einmal kein Getreide mehr wachsen. Auf der ganzen Welt bricht Hunger aus. Das führt zu mehr Kriegen, zu mehr autoritären Regimen. Uns geht es aber um mehr. Es geht darum, dass reiche Menschen wie Trump oder Musk ihre wirtschaftliche Macht für politische Ziele missbrauchen. Das aber ist unser aller Untergang. Und wir sehen ja auch, dass immer mehr Milliardäre mit rechten Parteien zusammenarbeiten. Wie in Deutschland beispielsweise Theo Müller, der Besitzer von Müller-Milch, der die AfD-Chefin Alice Weidel unterstützt.

Interview: Bettina Röder

QUEER BIST DU WILLKOMMEN!



vom Gemeinschaftsraum (links) bis hin zum Einzel-Zimmer (rechts) – ein Ort der Geborgenheit

Seit fünf Jahren bietet SozDia mit dem Queerfeld ein junges Menschen aus dem queeren Spektrum einen sicheren Ankerplatz – und jetzt ist dieser sogar ein Stück größer geworden: das neue Queerbeet hat seine Türen geöffnet und ergänzt das Angebot direkt nebenan im ruhigen Kiez von Berlin-Weißensee.

Zusammen haben die beiden Häuser nun 17 Plätze für Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren. Das ist mehr als bloßes Wohnen; es ist ein sorgfältig gestalteter Raum, in dem Privatsphäre und Intimität bewusst geschützt werden, weil die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper ein zentraler Entwicklungsschritt ist.

„Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper ist ein zentraler Aspekt der Entwicklung, bei der wir die Bewohner*innen unterstützen wollen“;

sagt Torsten Siebert, Verbundleitung Jugend Lichtenberg-Weißensee – und wer einmal durch die Zimmer geht, spürt, dass hier mit Bedacht geplant wurde: nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern ein Ort, an dem du dich ausprobieren darfst, ohne ständig auf der Hut zu sein.

Geleitet wird das Haus von multiprofessionellen Teams aus Sozialarbeiter*innen, Erzieher*innen und psychologischen Fachkräften, die für queere Lebenslagen sensibilisiert sind.

Gemeinsam mit den Jugendlichen arbeiten sie an Identitätsstärkung, Kommunikationsfähigkeit, Resilienz und Alltagskompetenzen; sie begleiten Schule, unterstützen bei Berufswahl und Bewerbungen und beziehen Eltern sowie enge Bezugspersonen mit ein. Das ist in Deutschland selten – ein Angebot, das nicht nur versorgt, sondern aktiv stärkt und Perspektiven eröffnet.

Denn draußen sieht die Wirklichkeit für viele anders aus: Das Comingout führt nicht selten zu Konflikten im Elternhaus und im Freundeskreis, Ausgrenzung und Mobbing sind Alltag.

„Von Mobbing in der Schule erzählt gut die Hälfte der Jugendlichen, die zu uns kommen“;

berichtet Torsten Siebert; Pöbeleien in der Straßenbahn oder abwertende Kommentare an öffentlichen Orten sind häufige Erfahrungen.

„Zum Glück nicht in dem Wohnquartier hier, das ist wirklich ein großer Schutzraum“, ergänzt er. Diese Schutzräume sind lebenswichtig, denn die Belastun-

gen in dieser Entwicklungsphase können von Scham und Selbstablehnung über Depressionen und Angsterkrankungen bis hin zu selbstverletzendem Verhalten und Suizidalität führen – Warnzeichen, die wir nicht ignorieren dürfen.

Laut der Queeren Jugend Berlin ist das Suizidrisiko queerer Jugendlicher deutlich erhöht; das ist keine abstrakte Statistik, das sind reale Leben.

Im Queerfeld sind die Bewohner*innen im Durchschnitt 15 Jahre alt – eine ohnehin schon intensive Phase der Entwicklung, die sich bei queeren Jugendlichen zusätzlich um innere und soziale Fragen der Identität erweitert. Torsten Siebert überrascht immer wieder die Klarheit, mit der viele der jungen Menschen wissen, wer sie sind.

„Die Jugendlichen sind sehr, sehr klar in ihrer eigenen Vorstellung, wer sie sind, was sie sind, wo die Reise hingehen soll – und das mit 14, 15 oder 16 Jahren“;

sagt er. Viele haben ihr Comingout schon hinter sich, wenn sie zu uns kommen; es geht also nicht um Orientierung,

sondern um Schutz, Unterstützung und konkrete Hilfe, damit die nächsten Schritte gelingen. Gleichzeitig zeigt sich die Realität in steigenden queerfeindlichen Straftaten und offenen Anfeindungen – verbal, körperlich und digital –, und besonders Jugendliche mit Transidentität sind verstärkt betroffen.

Allein in Berlin kam es im vergangenen Jahr zu 544 queerfeindlichen Straftaten, 2024 lag die Zahl der Fälle mit 579 sogar noch knapp darüber. Kein Zufall, dass sie in den letzten Jahren häufig die Mehrheit in den Wohngruppen ausmachen.

Die neue Ergänzung durch das Queerbeet sind zehn dringend benötigte Plätze, aber es bleibt ein Tropfen auf den heißen Stein: In Deutschland sind Angebote wie dieses rar, und Therapieplätze sind oft Mangelware.

„Die Bewohner*innen stehen teilweise jeden Tag im Büro und fragen, ob es positive Neuigkeiten gibt“;

schildert der Sozialpädagoge die verzweifelte Suche nach Hilfe; das Team telefoniert, schreibt E-Mails und versucht es auf allen Kanälen – doch häufig kommt wenig zurück. Bürokratische Hürden bei Namensänderungen oder medizinischen Fragen schüren zusätzlich Frust bei jungen Menschen, die ohnehin mit Instabilität kämpfen.

Darum ist klar: Wir brauchen mehr als punktuelle Hilfe, wir brauchen verlässliche Strukturen, bessere Zugänge zu Therapie und eine entbürokratisierte Begleitung. Auf die Frage, was sich ändern müsste, lautet Torsten Sieberts Antwort schlicht und radikal zugleich:

„Die Gesellschaft muss lernen, Menschen so anzunehmen und zu respektieren, wie sie sind und wie sie fühlen.“

Klingt nach einer großen Aufgabe, lässt sich aber in zwei Wörter fassen: mehr Demut.

Angebote wie Queerfeld ein und Queerbeet zeigen, wie gelebte Vielfalt aussehen kann: nicht nur als Lippenbekenntnis, sondern als konkretes Handeln, das Schutz schenkt, Perspektiven eröffnet und junge Menschen stärkt.

Queer bist du willkommen – das ist hier kein Slogan, sondern ein Versprechen, das wir weitergeben müssen.

Sebastian Luig



„DEMUT BEDEUTET, NICHT WEGZUSEHEN“

Zwischen unserem Alltag und dem Leben anderer bestehen Verbindungen, die wir selten sehen.

Was verändert sich, wenn wir beginnen, sie wahrzunehmen?

Fotos © CARE/Sarah Easter

Konsum fühlt sich privat an. Ein Klick, ein Griff ins Supermarktregal, ein Burger auf die Hand und das günstige T-Shirt im Angebot. Alltägliche Handlungen, die harmlos und individuell wirken.

Auswahl wird als Freiheit wahrgenommen. In anderen Regionen dieser Welt ist Konsum allerdings „funktional und aufs Überleben gerichtet“, wie uns Sarah Easter, Nothilfe- und Krisen-Reporterin bei der Organisation CARE, berichtet. „Ich habe viele Menschen, in unterschiedlichen Ländern wie Syrien, Sudan, Tschad, Bangladesch getroffen, die sagten, dass sie sich nicht mehr erinnern könnten, wann sie das letzte Mal Obst oder Fleisch gegessen hätten, da die Preise dafür viel zu hoch sind. Geschweige denn Süßes für die Kinder oder Milch für die Babys.“ Der Begriff Demut klingt in diesem Kontext sperrig und fremd. Und doch lohnt es sich, hier kurz innezuhalten und genau hinzusehen.

Wie definieren wir Wohlstand?

Sarah Easter reist als Nothilfe-Reporterin in Regionen, in denen Krisen Alltag sind.



Sarah Easter in der Türkei nach dem Erdbeben

Ihre Perspektive ist wertvoll, weil sie nicht theoretisch argumentiert, sondern aus Begegnungen erzählt.

Sie berichtet von einer Frau im Sudan: Zwei Euro verdient sie, wenn sie Kleidung wäscht. Davon kauft sie einen Sack Reis. Sie überlegt dann, ob sie aus dem Sack Reis zwei Mahlzeiten für ihre sechsköpfige Familie zubereitet oder ob sie es auf drei Tage streckt mit einer noch kleineren Portion. Streckt sie es, braucht sie aber einmal mehr Kohle um Feuer fürs Kochen zu machen, das zusätzlich 50 Cent kostet. Konsum ist hier kein Ausdruck von Vorlieben. Er ist Mathematik des Überlebens. Und doch sagt diese Frau etwas, das nachhallt: Wenn sie Essen hat, geht sie von Zelt zu Zelt und teilt, „Sie überleben gemeinsam, oder gar nicht.“ In einem Umfeld der Knappheit entsteht eine Form von Wohlstand, die nicht auf Besitz basiert, sondern auf Gemeinschaft und Verbundenheit.

Konsum und seine Folgen

In wohlhabenden Gesellschaften funktioniert Konsum oft anders. Wir kaufen, was uns schmeckt, was Freude macht, was Status vermittelt oder Bequemlichkeit schafft. Entscheidungen sind selten existenziell. Doch genau hier liegt eine Herausforderung: Unser Konsum ist oft entkoppelt von seinen direkten Folgen. Produktionsbedingungen, Ressourcenverbrauch, Klimawirkungen – vieles bleibt abstrakt.

Ein Beispiel: Ein T-Shirt kostet weniger als ein Mittagessen. Es liegt weich gefaltet im Regal, daneben ein Schild mit einem reduzierten Preis. Die Entscheidung dauert Sekunden. Was nicht sichtbar ist: der Baumwollanbau in einer Region, in der Wasser knapp ist. Die Fabrikhalle mit schlechter Belüftung. Der Container-

transport über tausende Kilometer. Sarah Easter hat auf ihren Reisen vertrocknete Felder in Sambia gesehen, zerstörte Ernten nach Fluten im Tschad, extreme Hitze in Flüchtlingscamps im Irak. Während hier über Energiepreise diskutiert wird, kämpfen dort Menschen mit Ernteausfällen, die ihre gesamte Lebensgrundlage zerstören und das, was sie als Eigenkonsum zum Überleben brauchen.

„Dann gibt es weniger Lebensmittel auf dem Markt und die Preise steigen. Das heißt, die Landwirtin in Somalia, die ihre Tomaten verloren hat, die sie sonst selbst gegessen und einen Großteil davon verkauft hätte, geht jetzt zum Markt, um Tomaten zu kaufen; zu einem Preis für den sie sonst eine ganze Ziege hätte kaufen können.“ Unsere Nachfrage nach günstigen Produkten, unser Energieverbrauch und auch unsere Mobilität sind Teil globaler Strukturen. Diese Strukturen beeinflussen Klima, Märkte, Stabilität. Und diese wiederum beeinflussen zum Beispiel auch, ob Menschen bleiben können oder fliehen müssen.

Wegsehen ist nicht neutral

Wenn von Konsum die Rede ist, denken viele an Kleidung, Technik oder Lebensmittel. Sarah Easter weitet den Blick. Auch Aufmerksamkeit sei ein Konsumgut. „Unser Medienkonsum und unsere Aufmerksamkeit, die wir selektiv den Themen dieser Welt widmen, hat einen direkten Einfluss auf viele humanitäre Krisen.“ Krisen kommen in Wellen. Eine Katastrophe jagt die nächste durch die Nachrichtenfeeds. Viele empfinden eine Form von Erschöpfung – Krisenmüdigkeit.

Doch während sich der Blick weiterdreht, bleiben Millionen zurück: Menschen, die vor Gewalt in Mosambik fliehen, Familien in Sambia, die unter einer der schlimms-



KONGO
Chantal, die ihr Kind auf der Bambusmatte zur Welt gebracht hat, da sie sich einen Klinikbesuch nicht leisten konnte.

ten Dürren seit Jahrzehnten leiden oder über 14 Millionen Vertriebene im Sudan. „Je weniger Aufmerksamkeit eine Krise bekommt, desto weniger Hilfsgüter und Spenden, desto weniger Hilfe für Menschen in Not“, erklärt Sarah Easter.

Veränderung beginnt im Kleinen

Auf die Frage, was sie sich an Konsumveränderungen in großen Städten wünschen würde, antwortet Sarah Easter sehr deutlich: „Ich würde mir ein besseres Bewusstsein wünschen, welches darüber hinaus geht, dass es uns sehr gut geht. Und die Bereitschaft, sich darüber zu informieren, wie es in anderen Regionen der Welt aussieht.“

Und wenn es möglich ist, statt des vierten Caffè Latte etwas Geld zu spenden an diejenigen, die sich nicht einmal die nächste Mahlzeit leisten können.“ Selbst kleine Beiträge können viel bewirken: „Man mag denken, bei den vielen Krisen und Millionen von Menschen in Not, dass man selbst nicht viel erreichen kann, aber wir dürfen nicht vergessen, dass hinter den großen Zahlen jeweils eine Einzelperson steht.“

Aisha aus Somalia, die mit 5 Euro ihre Familie eine Woche lang ernähren oder Chantal (Name geändert, Anm. d. Red.) im Kongo, die mit 10 Euro ihr Kind in ei-

ner Klinik zur Welt bringen kann, statt auf der Bambusmatte auf dem Boden ihrer Hütte, wo sie mit einem angespitzten Stock die Nabelschnur durchtrennt“. Sarah Easter erinnert uns, auch wenn man selbst nicht in der Lage ist, materiell zu helfen: Aufmerksamkeit ist kostenlos.

Demut ist kein Verzicht

Konsum ist also mehr als Kaufen. Er ist Ausdruck von Prioritäten. Wer mit Demut konsumiert, fragt nicht nur: Was will ich?, sondern auch: Was brauche ich wirklich? Und: Wem gebe ich meine Aufmerksamkeit? Demut ist also kein Verzichtsdogma. Es ist eine Haltung. Eine Einladung, das was wir haben, bewusst wahrzunehmen und nicht als selbstverständlich zu betrachten.

Vielleicht liegt die eigentliche Frage weniger darin, wie viel wir besitzen, sondern darin, wie wir Wohlstand verstehen. Zwischen dem vollen Regal und dem Sack Reis liegen Welten. Die Demut schlägt eine Brücke und sie beginnt mit einer einfachen Entscheidung: nicht wegzusehen.

Verena Düntsch

SAMBIA: Buumba mit ihren zwei Mais-Sorten

SPENDENKONTEN

CARE ist in über 100 Ländern weltweit aktiv für die Linderung von Not und fördert dabei gezielt Frauen und Mädchen.

CARE Deutschland e.V.
Sparkasse KölnBonn
IBAN: DE93 3705 0198 0000 0440 40
BIC: COLSDE33

Der Verein United4Rescue –
Gemeinsam Retten e.V. wurde
im November 2019 gegründet und
setzt sich seit Jahren für die zivile
Seenotrettung ein.

United4Rescue – Gemeinsam Retten e.V.
Bank für Kirche und Diakonie eG
– KD-Bank
IBAN: DE93 1006 1006 1111 1111 93
BIC: GENODED1KDB

PRIMAKLIMA engagiert sich für Wald-
projekte, Klimaschutz und Artenvielfalt.

PRIMAKLIMA
GLS Gemeinschaftsbank
IBAN: DE28 4306 0967 4081 7349 00
BIC: GENODEM1GLS





Mohammad Rooish

absolvierte sein Studium in Fotografie und Film an der Universität Kabul und arbeitete über viele Jahre hinweg mit renommierten nationalen und internationalen Medien zusammen.

Für seine Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem erhielt sein Kurzfilm „Mein Anteil“ 2018 den ersten Preis der American University of Afghanistan (AUAF). Seine eindrucksvollen Fotos thematisieren das Leben der Menschen in Afghanistan, insbesondere die Situation der Frauen in dem zentralasiatischen Land.

Rooish hat an zahlreichen Fotoausstellungen in Afghanistan und darüber hinaus mitgewirkt und auch in Berlin organisiert Rooish Ausstellungen, um mit seinen Bildern auf soziale Themen aufmerksam zu machen.

DEMUT KENNT KEINE GRENZEN

Oft sind es flüchtige Augenblicke, kurze Begegnungen, die uns Demut lehren. Seine Bilder dokumentieren den Alltag in seiner alten Heimat Afghanistan. Die Aufnahmen zeigen Menschen, die trotz widriger Umstände voller Stolz, Würde und Freude sind.

Aktuell nimmt er am Projekt „Engagiert Ankommen“ teil, mit dem die SozDia Menschen mit Fluchterfahrung die Möglichkeit eröffnen möchte, sich freiwillig in sozialen und gemeinnützigen Bereichen zu engagieren.



Gemeinsam mit Gleichaltrigen sammelt das kleine Mädchen im Morgengrauen Pappkartons an einem Einkaufsladen – nicht zum Spielen, sondern um den heimischen Ofen zum Heizen und Kochen zu befeuern. Nach dieser beschwerlichen Arbeit macht sie sich auf den Weg zur Schule.

